

Das, was in vielen Philosophiebüchern »Die Aufklärung« heißt, ist eine Erfindung des 19. Jahrhunderts, ein klebriges historisches Konfekt, halb Geschichte, halb Propaganda. Ich verwende das Wort, weil es auf Debatten, Argumente und Ideen verweist, die vor drei Jahrhunderten die Welt veränderten, bevor diese Debatten von Historikern »bereinigt« und eine radikal zurechtgestutzte Aufklärung im Singular kanonisiert wurde. Die ungereinigte Aufklärung ist viel kreativer, reicher, mutiger und radikaler, als die meisten historischen Darstellungen vermuten lassen. Diese Energie hat ihr Potenzial für Transformation, vor allem aber für intellektuelle Klarheit nicht verloren. (...) Die Aufklärung ist dazu da, den Blick nach draußen zu öffnen, in die sogenannte Wirklichkeit. Auch wenn die niemand sehen will. Gerade dann.

Philipp Blom

Wenn alles zu zerfallen droht – eine essayistische Einleitung¹

I.

Die Erzählungen in diesem Band handeln davon, wie Zugehörige meiner Generation ihre Welt nach dem Ende des zweiten Weltkrieges erlebt und dann verarbeitet haben. Es geht um ihre Aufbrüche nach der Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts, ihre Vorstellungen die Welt zu verbessern und die Ergebnisse ihrer Anstrengungen, denen sie sich heute gegenübersehen. Insgesamt habe ich dazu fünf Erzählungen unter dem Titel *Dass es kein Ende nimmt* zusammengestellt. Geschrieben habe ich sie alle in der Zeit vom November 2023 bis zum Oktober des folgenden Jahres. Zu den jeweiligen Themenschwerpunkten passend habe ich an jede dieser Erzählungen ein Gedicht angefügt. Damit versuche ich, jeweils abschließend noch einmal einen ‚verdichteten‘ Blick auf deren jeweiligen Themenschwerpunkt zu werfen. Hinzugekommen sind eine eher essayistische Einleitung und ein Essay zum Schluss. An den habe ich dann nochmals ein Stück Kurzprosa angefügt. Anders als in meinen Erzählungen ist dieser kurze, abschließende Text in Ich-Form geschrieben; denn hier geht es wirklich um meinen bislang letzten persönlichen Neuaufbruch – so etwa zu der Zeit, zu der ich mit der Arbeit an diesem Erzählband begonnen habe. Aber man weiß ja, Schriftsteller erfinden literarische Figuren in einer eigenen Welt, die sie gestalten. Immer aber schreiben sie auch über sich selbst.

Fast verlorene Träume – und die Härte der Gegenwart handelt von einem 68er, der zusammen mit seinem Sohn, der der TINA-Generation zuzurechnen wäre, eine Italienreise unternimmt. Es geht ihm darum frühen eigenen Aufbruchserfahrungen nachzuspüren. Sie sind mit dem Sehnsuchtsland Vieler während der 1970er und 1980er Jahre eng verknüpft. Die hofft er dem Jüngeren ein wenig vermitteln zu können.

¹ Bei dem folgenden Text handelt es sich um die Einleitung zu meinem noch unveröffentlichten Buchmanuskript *Dass es kein Ende nimmt*. Wer Angaben den in dieser etwas essayistischen Einleitung genannten Literatur nachgehen möchte sei auf die Literaturangaben zu meinem Essay *Das Wagnis neu zu denken um anders handeln zu können* verwiesen.

Im Labyrinth ist die Geschichte vom 'erfolgreichen Scheitern' einer Gruppe von Arbeitsforschern, die in den 'wilden siebziger Jahren gemeint haben, mit ihrer wissenschaftlichen Arbeit weitreichende politische Impulse auslösen zu können. Am Ende müssen sie bemerken, dass sie sich in einem selbstgeschaffenen Labyrinth verirrt haben. In der Erzählung geht es nicht zuletzt um die Frage, wie das geschehen konnte, ob es vermeidbar gewesen wäre, was daraus vielleicht zu lernen ist.

Schlafwandler berichtet von vier alt gewordenen Akademikern. Sie haben sich alle auf ihre Weise eingerichtet. Alle paar Wochen treffen sie sich zu einer Doppelkopfrunde. Sie denken, dass sie ihre Welt in ähnlicher, ernüchterter Weise beurteilen, vermeiden aber bei ihren Treffen ernsthafte Gespräche darüber. Dieser oberflächliche Firnis einer gewissen Selbstzufriedenheit und vermuteter sehr ähnlicher Vorstellungen von ihrer Welt bricht an einem Abend unvermittelt auf. Das führt zu einer Konstellation, die ein wenig an den 'Gott des Gemetzels' erinnern könnte. Jedenfalls habe ich mich davon anregen lassen. Am Ende stehen meine vier Protagonisten ein wenig ratlos da.

Nur Cassandra unter den Trojanern berichtet von einem altgewordenen intellektuellen – dem, der schon in der zweiten Erzählung aufgetaucht ist. Er ist mit einigen Selbstzweifeln dabei, von seiner früheren beruflichen Arbeit und seinem intellektuellem Engagement zum eher philosophischen und literarischen Schreiben überzugehen. In Auseinandersetzung mit einigen ihm wichtigen Philosophen und Schriftstellern denkt er – gewissermaßen zwischen Tag und Traum - skeptisch darüber nach, ob und wie er so vielleicht doch immer noch eine kleine Chance zu einer Art eingreifendem Denken haben mag. Er sieht sich mit den ihm gesetzten Grenzen konfrontiert, will aber sein intellektuelles Engagement nicht aufgeben.

Dass es kein Ende nimmt ist eine kurze, für den Band titelgebende Erzählung. Komprimiert auf ca. 24 Stunden an einem Jahreswechsel geht es um Rückblicke und Perspektiven angesichts der großen Herausforderungen unserer Zeit – individuell wie auch gesellschaftlich.

In dem Essay *Das Wagnis neu zu denken um anders handeln zu können* greife ich nach der letzten Erzählung und vor dem kurzen Prosastück, mit dem ich diesen Band abschließe, die in dieser Einleitung gleich folgenden knappen philosophisch-literarischen Überlegungen noch einmal auf. Ich führe sie nun eher wissenschaftlich philosophisch weiter, und ich hoffe, in der literarischen Kunstform des Essay einen Weg gefunden zu haben, eher 'schwere Kost', leicht verdaulich für Leser gemacht zu haben, die lieber Geschichten als philosophische Abhandlungen lesen. Im Hinblick auf die zunehmend unübersehbaren menschengemachten ökologischen Krisendrohungen ist der Philosoph und Historiker Philipp Blom eine mir besonders wichtige philosophisch-wissenschaftliche Referenz.

Wie unschwer zu erkennen ist werden meine Erzählungen stark von einem Blick zurück geleitet. Auch wenn ich immer darum bemüht bin, zugleich den Blick nach vorne nicht zu vergessen, ist diese Perspektive in gewisser Weise stärker prägend geworden als mir selbst lieb ist. Ich habe deshalb eine Weile lang über eine weitere Erzählung nachgedacht, in der es aus der Perspektive junger Menschen, die „wie immer am gleichen Ufer“ stehen wie vormals ihre Elterngeneration, darum gehen soll, ob und wie sie ihren Neuaufbruch zustande bringen werden. Ich habe mich schließlich entschieden, stattdessen einige Aspekte dieses komplementären Blickwinkels soweit möglich schon in den fünf Erzählungen stärker zu machen, die den Kern dieses Buches bilden. Der habe so beibehalten und zugleich doch im Sinne des Zitats gestaltet, welches ich dieser Einleitung vorangestellt habe. Folgerichtig stelle ich in meinen Erzählungen dieser Einleitung auch noch einige Reflexionen voran, die sich vor Beginn des Jahres 2024 nicht nur mir aufgedrängt haben.

II.

Jahreswechsel, zunehmend finstere Zeiten. Die Kommentatoren der großen Tageszeitungen versuchen dem mit nüchternen Analysen beizukommen, mit Kommentaren zu *Extremwetter und Klimakrise*, zu der fortschreitenden Spaltung unserer Gesellschaft, zur *Champagnerbar im KADEWE* und dem unbesorgten Prozent der Bevölkerung, dem man dort begegnen kann, zu *Putins Krieg und zu dem im nahen Osten*, zum weiter drohenden *Trumpismus*, den machtbesessenen Psychopathen, die uns an all diesen Orten begegnen – die aber leider eben nicht nur Psychopathen sind, sondern zugleich machtbesessene Pragmatiker, die allererst und rücksichtslos ihre eigenen Interessen verfolgen und sie dazu noch zu allgemeinen erklären. Sie weisen sicherlich psychopathische Züge auf, leiden aber eben doch nicht unter völligem Realitätsverlust, und das macht sie wirklich gefährlich. Oder man begegnet jenen, die redlich und besonnen dieses Elend der Welt in Grenzen zu halten suchen, es mindestens ein wenig zähmen wollen – von denen aber allzu viele eine veränderte soziale und politische Wirklichkeit kaum angemessen zur Kenntnis nehmen. So kommt man ins Grübeln über ihr Elend, also zum Beispiel das *der Ampel*. Man kann aber auch einmal mehr neu über die eigenen frühen Jahre nachdenken - zum Beispiel wenn man ihnen bei der Lektüre eines *Interviews mit Joan Baez* begegnet. So gewinnt man die Chance auf ein wenig Rückblick auf in Wahrheit nie wirklich glückliche Zeiten - persönlich für sich selbst und ebenso wenig für sie, die damals eine Ikone gewesen ist.

Schließlich begegnen einem bei der Zeitungslektüre in Kommentaren zu unserer gegenwärtigen Lage die Versuche, doch immer noch etwas Zuversicht zu verbreiten. *Freiheit. Wenn wir es wollen*, ist ein solcher Kommentar. Joachim Kläppner erinnert darin an ein Gedicht, das mehr als einhundert Jahre alt ist. Ich lese: *Wenige Gedichte haben das Gefühl einer sich verdichtenden, jeden Mut erstickenden Krise so eindrucksvoll ausgedrückt, wie „The Second Coming“ des großen irischen Literaten William Butler Yeates: „Things fall apart, the center cannot hold“. Alles zerfällt, das Zentrum kann nicht standhalten. Schiere Anarchie wird losgelassen auf die Welt. Und*

gegen Ende dieses Kommentars finde ich die beiden letzten Zeilen der ersten der drei Strophen von Yeates Gedicht: *Den Besten fehlt jede Überzeugung / die Schlimmsten sind von der Kraft der Leidenschaft erfüllt*. Man selbst, philosophisch an einer radikalen Herrschaftskritik orientiert, würde vielleicht eher von Chaos als von Anarchie sprechen. Sonst aber entdeckt man leider viel Hellsichtigkeit in diesem Gedicht.

Ein Freund und Kollege, der 2022 leider verstorbene Richard Croucher, hat mir 2004 einen Band mit Gedichten von Yeates geschenkt. Damals haben wir vergeblich versucht, als Soziologen und politisch engagierte Intellektuelle gemeinsam ein Forschungsprojekt zustande zu bringen. Es ist Teil meines letzten großen wissenschaftlichen Neuanlaufs im Geist der eigenen frühen Aufbruchsjahre nach 1968 gewesen. Immer noch ganz ungebrochen, wollten wir in einem deutsch-britischen Vergleich Ansätzen zuarbeiten, die, so dachten wir, eine demokratische Erneuerung in beiden Ländern und in Europa hätten voranbringen können. Im Fokus unseres Interesses standen Ansätze zu einer neuen Politik der Arbeit in einer neuen Zeit. Wir erhofften uns Impulse für einen neuen Demokratisierungsschritt von Arbeit, Wirtschaft und Gesellschaft. Richard hat zur gleichen Zeit dem Aufbau neuer gewerkschaftlicher Strukturen in einigen osteuropäischen Ländern zuzuarbeiten versucht. Ich habe mich hier in Deutschland im „Forum Neue Politik der Arbeit“ engagiert. Wir sahen uns noch, oder wieder einmal, als Teil eines gesellschaftlichen Aufbruchs.

Den tatsächlich längst einmal mehr losgelassenen Verzehrungsprozess, so Hannah Arendt, der, dagegen gerichtet, mit dem neoliberalen Projekt unserer Eliten gerade wieder Fahrt aufgenommen hatte und sich weiter beschleunigte, sahen wir damals nicht hinreichend scharf. Wie die Handlungen der Menschen sich für sie in anderen Handlungen verloren, wie über sie in unerwarteter alt-neuer Form Drohungen zurückkehrten, von denen wir meinten, sie längst hinter uns gelassen zu haben, das entging uns noch allzu sehr. *The Second Coming, 1919* von dem späteren Nobelpreisträger Yeates unter dem Eindruck des Weltkrieges und der danach eskalierenden Gewalt in Irland geschrieben und 1921 veröffentlicht, ist in dem Band enthalten, den Richard mir damals geschenkt hat.

Yeates ist mit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts zunehmend zu einem Dichter geworden, der den Übergang in die Moderne literarisch in beeindruckender Weise gestaltet hat. Die eher esoterisch-mystischen Ausgangspunkte, die sich in seinem späteren irgendwie geschichtsphilosophisch eingefärbten Weltbild immer noch geltend machen, mit denen er seinerzeit die Öffentlichkeit in seinem mystischen Testament „The Vision“ verschreckt haben mag, finden in seiner reifen Lyrik kaum Niederschlag. Dass er für jene Generation von Dichtern steht, die den epochalen Umbruch der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg eindrucksvoll gestaltet haben, ist 2004 für mich noch kein Thema gewesen. Ich hatte zwar neu damit begonnen, selbst Lyrik zu schreiben, aber ich war doch noch ganz Wissenschaftler.

Yeates literarischen Auseinandersetzungen mit den Herausforderungen seiner Zeit - und ebenso denen anderer Schriftsteller danach, bis heute hin – habe ich mich erst

deutlich später von neuem intensiv zugewandt. In den letzten Jahren habe ich das zunehmend literarisch schreibend versucht. Richard hat seinerzeit mit seinem Buchgeschenk auf einen ersten, frühen Gedichtband von mir reagiert. Er hat zugleich betont, dass Yeates für das kulturelle Aufblühen Irlands zu Beginn des 20. Jahrhunderts zentral gewesen sei, sich für den irischen Nationalismus engagiert und auch Respekt bei den damaligen irischen Gewerkschaftern gefunden habe – unbeschadet mancher Distanz strenggläubiger Katholiken angesichts eines Lebenswandels, desentwegen sie ihn eher einer ihnen suspekten Boheme zurechneten. In Sachen Irland sei er politisch engagiert gewesen, habe sogar als Senator im Parlament gesessen und für ein modernes Scheidungsrecht gekämpft.

Letztlich aber lief für den Dichter Yeates die Geschichte auf die Apokalypse zu. Vielleicht war er in dieser Eigenschaft sogar eher ein elitärer Verächter seiner Gegenwart. Alles Materialistische, Rationalistische – auch die Dubliner Kaufleute – war ihm zuwider. Sein Gedicht *The Second Coming* ist zu recht berühmt. Die Erläuterungen dazu, die ich in meiner englischsprachigen Ausgabe finde – Voraussage des second comings bei Matthäus 24, Ende der beiden christlich geprägten Jahrtausende, Beginn der Apokalypse – mögen ihn und sein Werk angemessen interpretieren, zeigen für mich aber vor allem einen noch sehr engen eurozentristischen Blick. Gewisse Parallelen kann man in ähnlicher Weise zur gleichen Zeit bei Franz Kafka finden – und bei so manchen anderen – , bei Kafka allerdings auch aus der langen Tradition jüdischen Denkens heraus, also an der Schnittlinie zwischen Orient und Okzident – und zugleich, und im Unterschied zu Yeates, mit aller nur denkbaren Distanz zum eingreifenden politischen Handeln. Den tiefen Umbruch nach dem ersten Weltkrieg hat er auf seine Weise aber gleichermaßen literarisch beeindruckend verarbeitet. Seine Erzählungen und Romanfragmente konfrontieren uns ‚kafkaesk‘ mit einer Welt, die aus den Fugen gerät, ver-rückt und schier undurchschaubar ist. Doch Kafka wollte sich konsequent aus den praktischen Kämpfen und politischen Auseinandersetzungen seiner Zeit heraushalten - *hinausspringen aus der Totschlägerreihe, Tat-Beobachtung* heißt es in seinem Tagebuch. Die Erschütterung der vermeintlich zuvor noch fest gefügten Ordnung in der Folge des ersten Weltkriegs hat mich selbst wenige Wochen zuvor bei meiner durch das Kafka-Jahr 2024 angeregten Auseinandersetzung mit dessen Leben und Werk beschäftigt. In einem kleinen Essay hat das seinen Niederschlag gefunden.

Als ich eine erste Erzählung geschrieben und dabei Überlegungen zu diesem Band angestellt habe, habe ich William Butler Yeates Gedicht nach meiner Lektüre des erwähnten Zeitungskommentars zum Jahreswechsel neu gelesen und dann den Versuch einer Nachdichtung unternommen:

***Wiederkunft // Im Wirbel kreisend der sich rasend weitet / hört der Falke
den Falkner länger nicht / alles zerfällt keiner hält das Zentrum noch / blo-
ßes Chaos losgelassen auf die Welt / Gezeiten dunkel-blutig steigend da-
rin / versinkt der Unschuld fromme Feier / von nichts mehr überzeugt die
Besten getrieben / vom Feuer ihrer Leidenschaft die Schlimmsten // Ge-
wiss das zieht den Schleier fort / eine Wiederkunft steht mir vor Augen /***

schwer herausgebrachtes Wort das Wiederkunft / das weite Bild vom Geist der Welt trübt / meinen Blick im Wüstensand der Schatten / eines Löwenleibes mit einem Menschenkopf /starrer mitleidloser Blick der Sonne gleich // Rührt müde seine Schenkel während über ihm / die Schatten der verlassenen Vögel taumeln / erneut sinkt Dunkelheit herab doch nun weiß ich / zwanzig Jahrhunderte steinernen Schlafs verkehrt / zum Albtraum vom Schaukeln seiner Wiege / und welcher grober Bestie Stunde naht die nun / schlurft hin nach Bethlehem zu ihrer Wiederkunft

Yeates Gedicht hat mich gepackt – anders als die Romanfragmente Kafkas. Einmal mehr habe ich bemerkt, dass ich als Schriftsteller wohl allererst Lyriker bin. Seine Dichtung bringt höchst prägnant ein Zeitgefühl zum Ausdruck, das einen auch heute beschleichen kann. Und dann versucht man eben gegen die zugrundeliegende Wirklichkeit finsterner werdender Zeiten literarisch anzuschreiben – in meinem Fall vor allem in Form von Lyrik, zuletzt aber auch zunehmend mittels kürzerer Prosatexte. Im Sinne der Worte, die Alexander Kluge für solches literarische Schreiben gefunden hat, tut man dies wohl in dem *vermessene(n) Glaube(n), dass jedes Gramm, das die Poesie in die Waagschale legt, (...) Zentner von irre werdender Realität, oder die Erde umkreisenden Zufallswolken aufwiegen.*

Dieser *vermessene Glaube* gründet freilich in einem freien philosophischen Denken, das fest in dem der europäischen Aufklärung wurzelt. Von Denis Diderot, dem wohl radikalstem Kopf der Französischen Aufklärung ausgehend bis hin zu Helmuth Plessner, Albert Camus, Hannah Arendt, Hans Magnus Enzensberger, Philipp Blom und einigen weiteren bleibt solches Denken für mich orientierend. Aber ich weiß auch: ich muss selbst weiter denken, mit den Genannten, zugleich aber auch gegen sie. Es gibt in unseren zunehmend finsternen Zeiten Stimmen, auf die man hören sollte. Philipp Blom etwa, der *die vergessene Aufklärung*, also insbesondere das Denken ihres radikalsten Kopfes, Denis Diderot, in einem flammenden Buch in Erinnerung gerufen hat. Er äußert sich einige Jahre später, in dem nächsten seiner darauf folgenden drei Bücher bemerkenswert pessimistisch, denkt in seinen weiteren Veröffentlichungen und in seinem Podcast *Blomcast* dann aber auch wieder darüber nach, *Was auf dem Spiel steht*. Er will das Bewusstsein seiner Zuhörer dafür schärfen, dass es darauf ankommt, und dass es immer noch möglich ist, in dieses Spiel einzugreifen. Ich komme darauf in meinem Essay gegen Ende dieses Buches zurück.

Man könnte, angeregt durch das Gedicht von Yeates, auch an ein anderes mit dem Titel *Der Wissende* erinnert werden. Christian Morgenstern, den wir alle eher aus unserer Kindheit mit seinem Schlaflied *Der Mond ist aufgegangen* kennen, hat es geschrieben – wohl auch im Blick auf die großen Umbrüche, die mit der Katastrophe des Ersten Weltkrieges kamen. Ein anderer Freund hat es mir im letzten Jahr ohne nähere Quellenangabe zugemailt. Auch Morgenstern verwendet, wie Yeates, das Bild der Sphynx. Sein Gedicht ist *schön und sehr desillusioniert. Aber er ist auch einer, der weiß, dass man das Spiel klug und kühn fortspielen muss.*

Der Wissende // Wer einmal frei / vom großen Wahn / ins leere Aug / der Sphinx geblickt // vergißt den Ernst / verachtet stumm / des Irdischen / der

Erde Weh, // aus Überernst / der Erde Lust, / und lächelt nur / und lächelt nur. // Ein Spiel bedünkt / ihm nun die Welt, / ein Spiel er selbst / und all sein Tun. // Wohl läßt er's nicht / und spielt es fort / und treibt es zart / und klug und kühn // - doch lüftet ihr / die Maske ihm: / er blickt euch an / und lächelt nur. // Wer einmal frei / vom großen Wahn / ins leere Aug / der Sphinx geblickt // verachtet stumm / der Erde Weh, / der Erde Lust / und lächelt nur.

Gegen die wenig ermutigenden Aussichten an, die sich zu Beginn des Jahres 2024 jedem auch nur halbwegs scharfen analytischen Blick bieten, halte ich in dieser Vorbemerkung daran fest, sagen wir in „Camusianischer Haltung“, dass es keine Alternative dazu gibt, immer wieder von Neuem zu versuchen, den Stein den Berg hinauf zurollen.

III.

Die Umbrucherfahrungen nach 1918, wie sie Yeates oder auch Kafka oder Morgenstern gestaltet haben, habe ich nun knapp umrissen. Ihr Blick ist eurozentristisch geprägt, oder richtiger, er ist geprägt von der Kultur, die an der Schnittstelle von „Abend- und Morgenland“ entstanden ist. Im Folgenden will ich dazu noch einige weiterführende, ein wenig philosophische Überlegungen anstellen.

Hannah Arendt hat nach der Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts geschrieben, dass die *atlantische Zivilisationsgemeinschaft* nun ihre vielleicht letzte Chance habe. Die 1950er Jahre waren aus ihrer Sicht, ganz ähnlich der Camus', die eines noch einmal hoffnungsvollen, wenn auch mühsamen Aufbruchs. Die beiden haben ihn tatkräftig begleitet – und das hieß zugleich mit einer gehörigen Skepsis. All das liegt heute mehr als ein halbes Jahrhundert hinter uns. Arendts hoffnungsvolle Erwartung, dass ihre Nachgeborenen einmal auf 1968 so zurückblicken könnten, wie ihre Generation auf 1848 – also als auf einen großen Aufbruch, auf den man zurückblicken könnte, nachdem er in einer später darauf folgenden Etappe die Entfaltung des demokratischen Projekts der Moderne spürbar einen deutlichen weiteren Schritt vorangebracht haben würde, hat sich nicht erfüllt. Ob man heute sagen kann noch nicht, erscheint vielen zunehmend zweifelhaft.

Angesichts eines seit der Jahrtausendwende augenscheinlich immer machtvoller heraufziehenden *autoritären Jahrhunderts*, so der kluge Liberale Ralf Dahrendorf 1997, und der zunehmend offenkundigen Krise der nicht wirklich weiter entfalteten westlichen Demokratien lässt sich denen wenig entgegenhalten, die kaum noch Grund für Zuversicht erkennen können. Man erinnert sich eher einiger gelassen skeptischer Worte, die der radikale Französische Aufklärer Denis Diderot schon vor mehr als zweihundertundfünfzig Jahren nach einem der regelmäßigen Gespräche bei den Abendessen im Salon des Baron Paul Henri Thiry d'Holbach in einem seiner Briefe niedergeschrieben hat:

Ich ging zum Baron dinieren (...) gerieten wir auf das Thema der präexistenten Keime. Wissen Sie was das für Viecher sind? Nun, das sind

Sie, das bin ich, das sind alle Menschen, die ineinander verschachtelt sind und waren bis zurück zum Eierstock der Eva und den Hoden des Adam – den ersten Kästchen, aus denen im Laufe der Zeit so viele Dummköpfe hervorgegangen sind, die Verteidiger dieses Systems gar nicht mitgerechnet. (...) Ich blieb schließlich mit dem Baron allein, und wir sprachen über einen sehr bedenkenswerten Einwand: die Hervorbringung der Tiere. Warum produziert die Natur, wenn sie sich erschöpft hat, keine neuen? Mir kamen dazu ein paar gute Einfälle. Ich wies darauf hin, dass ja auch am Himmel Sonnen sich entzünden und andre erlöschen. (...) der unseren kann also das gleiche Schicksal zustoßen! (...) Aber wenn sich die Sonne aufs Neue entzündet, so sehe ich, wie auf unserem Globus wieder die Pflanzen, die Früchte, die Insekten erscheinen, wahrscheinlich auch die Tiere und der Mensch (...) aber nicht so, wie er jetzt ist. Zuerst ein Ich-weiß-nicht-was; dann ein andres Ich-weiß-nicht-was; und dann werden wir in mehr als 250 Jahren in einem Brief einer Folge von einigen hundertmillionen Jahren und ebenso vielen Ich-weiß-nicht-was, endlich das zweibeinige Wesen haben, das den Namen Mensch trägt. Alle diese wahren oder falschen Ideen lassen Stunden auf das ergötzlichste verstreichen. Sie erheitern den Freund, mit dem man plaudert.

Die bösen Philosophen haben hier im sie durchaus erheitern den abendlichen Geplauder mal eben die spätere Darwinsche Evolutionstheorie vorweggenommen, und zugleich auch die Überlegungen, die unsere heutige Astrophysik auf ihrer Suche nach der Weltformel umtreiben – gegen damals pseudowissenschaftlich aufgebrezelte Vorstellungen vom ewigen Adam, dessen *präexistente Keime* nach dieser Vorstellung allein entscheidend waren in einer durch und durch herrschaftlich gedachten Welt. Ganz gelassen reflektieren sie die Endlichkeit allen biologischen, also auch des menschlichen (Gattungs)Lebens. Mit ihren Zeitvorstellungen von vielleicht einigen hundertmillionen Jahren mögen sie angesichts dessen, was wir heute wissen können, deutlich zu kurz liegen. Gegenüber den nicht einmal sechstausend Jahren der Bibel sind sie aber bereits ungeheuer realistisch. Sie fallen mit ihrem Denken geradezu aus ihrer Zeit heraus.

Doch sie wissen sich so mit ihrer Existenz ziemlich realistisch einzuordnen. Und Diderot ist derjenige unter ihnen, der dabei – unbeschadet des Elends der Welt, so wie er es zu seiner Zeit erlebt – auf seine weitere Entfaltung der existenziellen Möglichkeiten seiner Mitmenschen setzt, auch wenn er sich völlig darüber im klaren ist, dass wir Menschen zwar sehr besondere Vernunftwesen sein mögen, dass unserer Vernunft(fähigkeit) aber doch stets die Passion vorausgeht. Er mag es so nicht aufgeschrieben haben, auch nicht in *D’Alameberts Traum*, aber er ist sich dessen bewusst, wie viel wir als naturverbundene und –gebundene Wesen mit anderen Tieren gemein haben, doch er sieht sich der Möglichkeit unserer weiteren Menschwerdung verpflichtet. Der Weg vom Philosophieren dieses vielleicht großartigsten Denkers der frühen, radikalen Aufklärung hin zu denen, die zu Zeiten der Aufbruchsbemühungen nach der Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts in der Tradition der europäischen Aufklärung weiter gedacht haben, ist vorgezeichnet. Sie haben den blendenden Fortschrittsoptimismus des bürgerlichen neunzehnten Jahrhunderts hinter sich gelassen, schöpfen nach den Verheerungen der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts

neu Atem und setzen zu ihrer Zeit mit dem Versuch an, ihrer Gegenwart alles zu geben um uns und unsere Lebenswelt immerhin ein wenig menschlicher zu machen.

Es gibt andere, die philosophisch ähnlich scharf denkend, skeptischer sind. Auch Friedrich Nietzsches Gedanken der ewigen Wiederkehr kann man ja in dem obigen Diderot-Zitat angelegt finden. Erkenntnistheoretisch ist das Denken von ihm oder von Arthur Schopenhauer im Übrigen gleichermaßen im deutschen philosophischen Idealismus fundiert, aus dem auch Marxens verzweifelter Versuch hervorgegangen ist, Hegels vermeintliche Vollendung dieser Philosophie nunmehr materialistisch zu erden – und jedenfalls die dialektische Bewegungsform unserer menschlichen Geschichte so kenntlich zu machen. Camus hat dagegen später darauf bestanden, dass man allenfalls von einer Dialektik unseres Denkens sprechen könne, wohingegen entsprechende geschichtsphilosophische Überlegungen bestenfalls als ein Nachklang älterer religiöser Erlösungsvorstellungen angesehen werden müssten. Heute würden wir vielleicht eher sagen, anschließend an den *neuen Realismus* des Philosophen Markus Gabriel, dass uns unser Gehirn als *der Sinn des Denkens* in Stand setzt, Gegenstände und Tatsachen so zu erfassen, wie sie wirklich beschaffen sind, auch wenn es stets irrtumsanfällig ist. Seinen Überlegungen folgend ist es aber immer auch damit beschäftigt, diese Gegenstände und Tatsachen stets in die schier unendlich vielen Sinnfelder einzuordnen, mittels derer wir unserer Lebenswelt und unserer Existenz in ihr ihre Bedeutung(en) zuweisen.

Mit den Ideen der radikalen französischen Aufklärung verknüpfen sich für uns heutige letztlich zwei mögliche Formen des Umgangs. Entweder sehen wir in ihnen ein immer noch *hell flackerndes Irrlicht*, oder aber *wiedergängerische Gespenster*. Von ersterem spricht der Schriftsteller Wolfgang Koeppen in seiner *Amerikafahrt*. Für seine Zeitgenossen schwer akzeptabel hat er die westdeutsche Nachkriegsordnung im ersten Roman seiner Romantrilogie scharfsichtig als das *Atemholen auf einem verdammten Schlachtfeld* gestaltet. Ähnlich scharfsichtig hat er ein knappes Jahrzehnt später die Fragilität der amerikanischen Demokratie früh erkannt. Die Ambivalenz des *zweiten Roms*, als imperialer Macht zwischen Republik, Oligarchie und vielleicht Schlimmerem ist ihm nicht entgangen. Gegenüber ihrem Fortschrittsglauben war er skeptisch. Was er unter der strahlenden Oberfläche gesehen hat, hat ihm sehr wohl Angst gemacht. Aus dem Manuskript eines Romans gibt es ein Prosastück mit eben diesem Titel *Angst*. Darin lässt er seine literarische Figur Kaplan das *Zuckerbäckerkapitol den Traum vom großen Rom* träumen (...) *das schon schrecklich genug war*. Beim Blick darauf und auf den nahegelegenen Heldenfriedhof denkt er darüber nach, *wie schön* es angesichts immer neuer Kriege sei, ein alter Mann zu sein. Als Schriftsteller hat Koeppen aber gleichwohl das Märchen vom Machandelbaum im Sinn behalten, in dem am guten Schluss doch alle Knochen wieder heil zusammengefügt werden.

Im Zweiten Fall sehen wir die Ideen der europäischen Aufklärung mit dem Philosophen Frieder O. Wolf vielleicht eher als wiedergängige Gespenster in unseren heutigen Diskursen. Er hat diese Formulierung im Kontext seiner *Radikalen Philosophie*

gefunden. Oder wir sehen sie, anschließend an den schon zitierten Philipp Blom, als stetige Aufforderung, Aufklärung immer wieder neu zu denken. In unserer philosophischen, wissenschaftlichen oder auch politischen Praxis sehen wir uns dann damit konfrontiert, dass diese Ideen unser Leben und Denken in immer wieder neu herausfordernder Weise prägen. Letztlich gilt das für uns alle in unserem alltäglichen Leben, in dem jedenfalls so etwas wie Alltagsphilosophien, Versatzstücke verallgemeinerter wissenschaftlicher Erkenntnis und ihre unterschiedlichsten technologischen Anwendungsfelder und politische Meinungen, wie oberflächlich beschaffen auch immer, ihre Rolle spielen. Wir mögen bequem und vielleicht auch denkfaul sein. Wir mögen vielleicht zufrieden damit sein, uns einigermaßen auskömmlich in dieser Welt eingerichtet zu haben. Wir mögen meinen, dass es für die schwierigen Fragen und Lebenslagen schon Spezialisten geben wird, die wir in Anspruch nehmen können und dass es irgendwie schon weitergehen wird. Aber wir werden uns doch immer wieder mit Herausforderungen konfrontiert sehen, in denen es schwer fällt, sich dem selber Denken und Tun zu entziehen. Und dann sehen wir uns plötzlich diesen wiedergängerischen Gespenstern gegenüber.

Vielleicht werden nur sehr wenige unter uns dann so wie Diderot philosophisch über ihr eigenes Leben im Hinblick auf ihre Nachwelt nachdenken und meinen, dass diese *undankbar* wäre, wenn sie ihn *ganz vergessen würde*, da er sich doch *so oft an sie erinnert habe*. Für diesen Philosophen war also, wie sein Biograph Pierre Lepape kommentiert hat, *das Morgen im Heute bereits gegenwärtig. Die Zeit* verging für ihn *nicht von der Vergangenheit her, sondern von der Zukunft ausgehend*. Das entsprach für ihn einem menschlichen Zeitempfinden. In dem aber gibt es keinen gleichförmigen Ablauf, in dem es kommt, wie es kommt, sondern einen gestalteten und weiter gestaltbaren Raum. Den aber könnten wir, wenn wir von der Zukunft her denken, so gestalten, dass wir und unsere Welt menschlicher werden.

Es gibt heute viele Gründe, dieser Vorstellung, die die Ideen der radikalen Französischen Aufklärung beseelt, skeptisch gegenüberzustehen. Die ökologischen und die sonstigen Katastrophendrohungen haben wir selbst ja erst im Laufe der zwei darauf folgenden Jahrhunderte hervorgebracht. Die sind durch immense wissenschaftliche und technologische Fortschritte geprägt. Sie haben unsere menschliche Lebenswelt tiefgreifend verändert. Erst heute beginnen wir zu begreifen, dass wir mit unserem Traum stetigen Fortschritts, in dem wir uns selbst als Herrscher über die Natur verstehen, offenbar einen *Verzehrungsprozess* losgelassen haben, wie Hannah Arendt geschrieben hat. Man kann davon nahezu täglich in der Zeitung lesen oder im Fernsehen; oder man kann im Internet neueste Katastrophenmeldungen finden. Der Natur, also auch unserer eigenen, auf diesem Planeten eng verbundene Forscher, Beobachter, Filmemacher mögen dann zu tiefer Skepsis neigen, aber auch zu Gelassenheit im Umgang mit ihr. Der Tierfilmer Andreas Kieling etwa sagt am Ende eines Interviews im Frühjahr 2024:

Man kann Haie nur bedingt mit Menschen vergleichen, Sie mussten sich nicht weiterentwickeln, sie sind seit vielen Millionen von Jahren perfekt. Ich werfe der Menschheit nichts vor. Das Expansive ist unsere Natur. Wir wären in der modernen Evolution nicht so schnell so weit gekommen, wenn

wir nicht so aggressiv in unserem Verhalten wären. Aus biologischer Sicht ist unsere Überheblichkeit sogar nachvollziehbar, denn wir sind die intelligenteste und erfolgreichste Spezies dieses Planeten. Trotzdem tun wir alles dafür, um uns selbst zu vernichten. Wir wissen dass es so ist, und schaffen es trotzdem nicht, darauf zu verzichten.

Er sieht uns also, wie Blom in einem seiner Bücher, auf dem Weg zu unserer Selbstzerstörung; und er kann dafür gute Gründe nennen. Aber er weiß auch, dass dies eine *biologische Sicht* ist. Er ist in seinem ganzen Lebensgefühl, möchte man sagen, zutiefst naturverbunden – und er hat sein Leben entsprechend gestaltet. Für einen wie ihn, kann *ein Tier, das zu einem hält, der wichtigste Begleiter für einen Menschen werden*. Arthur Schopenhauer und sein Pudel könnten einem sofort in den Sinn kommen. Kieling erinnert uns also daran, wie sehr wir alle naturverbunden und, wie alle anderen Lebewesen auf diesem Planeten durch mehrere Milliarden Jahre biologischer Evolution geprägt sind. Unsere kulturelle Evolution ist, daraus hervorgegangen. Sie aber ist etwas völlig Neues – auch wenn bei den Primaten und einigen anderen Tieren Entwicklungsschritte dahin nicht zu übersehen sind. Ihre wenigen tausend Jahre sind eine geradezu verschwindend kurze Zeitspanne. In ihr hat sich unsere Gattung auf den Weg zu etwas qualitativ Neuem begeben. Man könnte es als den Versuch zu unserer weiteren Menschwerdung bezeichnen. Das würde an das Denken Diderots durchaus anschließen. Der hat in seinem seiner Briefe von *Möglichkeiten* geschrieben, *die aus der jeweiligen Lage selbst hervorwachsen*, und was ihn selbst beträfe, davon, dass er *versichern* könne, *dass er in anderen Zeitläufen niemals fähig gewesen wäre, auf die Gedanken zu kommen, die er heute mit sich herumtrage*, und dann festgestellt:

Es ist meiner Überzeugung nach tausendmal leichter, dass ein aufgeklärtes Volk in Barbarei zurückkehrt, als dass ein barbarisches Volk auch nur einen Schritt auf die Zivilisation hin tut. Es scheint in Wahrheit, dass alles, das Gute wie das Schlechte, seine Zeit der Reife hat. Wenn das Gute den Punkt der Vollkommenheit erreicht, beginnt es sich zum Schlechten zu wenden; ist das Schlechte perfekt, dann wandelt es sich allmählich zum Guten. Doch ist dieser Schluss keinesfalls fatalistisch gemeint. Denn zugleich formuliert er z.B. im Blick auf das Europa seiner Zeit: Ich finde, Polyphem ist leichter zu entschuldigen, dass er die Gefährten des Odysseus verschlungen hat, als die Mehrzahl dieser kleinen Europäer, die nicht höher als fünfzehn Fuß sind und nicht mehr als zwei Augen haben, die sich in allem gleichen und nichtsdestoweniger einander auffressen.

Auch in diesem Punkt, also der Frage von Krieg und Frieden, sind wir heute, 250 Jahre später, nicht sonderlich vorangekommen, sehen uns vielmehr einem Rückfall in das Denken eines vordemokratischen europäischen Imperialismus zurückversetzt. Also wieder viele Gründe für Skepsis. Es mag also sein, dass der folgende Satz aus einem längeren Zitat der Chefdesignerin des Museum of Modern Arts in New York, Paola Antonelli zunehmend als realistisch erscheint. Nicht ohne Grund habe ich es diesem Buch, zusammen mit einem weiteren von Albert Camus, vorangestellt. Sie fordert am Ende ihres Gedankengangs: *Lasst uns wenigstens unsere Auslöschung gut designen*. Aber dem voraus geht ihre Aufforderung, *nicht an uns selbst zu ver-*

zweifeln. Sie zielt also immer noch darauf ab, *das Leben für uns alle um uns herum zu verbessern*. Das ist nahe bei dem Denken Camus'. Wir stoßen so also erneut auf Ideen der radikalen Aufklärung als *wiedergängige Gespenster* – und auf die, die sie nach der Nacht des Zwanzigsten Jahrhunderts neu zu beleben und für uns zukunftsweisend zu machen versucht haben. Wir haben keine Alternative dazu, damit weiter zu machen. Noch droht die Nacht des einundzwanzigsten Jahrhundert nur. Es gibt immer noch Möglichkeiten, sie zu verhindern.

Nun kann ein literarisches Buch da wenig ausrichten. Mir erschien es zu Beginn des Jahres, in dem ich den hier vorgelegten Band mit Erzählungen begonnen habe, gleichwohl angebracht, an Alexander Kluges schon zitierten *vermessene(n) Glaube(n), dass jedes Gramm, das die Poesie in die Waagschale legt, Zentner von irredendender Realität* aufwiegen könne, zu erinnern. Christian Morgensterns Wort vom *Spiel* erinnert mich darüber hinaus auch an Albert Camus. Für den ist die Welt ein absurdes Possenspiel – und das literarische Gestalten einer eigenen Welt darin, einer von der wir träumen mögen, dann das noch größere. Doch solches Träumen und der ungebrochene Versuch, wenigstens ein wenig bessernd in unser irdisches Possenspiel einzugreifen, bleiben für diesen großen philosophischen Literaten und literarischen Philosophen existenziell. Mithin werde ich mein literarisches Schreiben und Träumen fortsetzen und auch mein eigenes, wenn auch zunehmend eingeschränktes arbeitspolitisches Engagement nicht aufgeben – und sei es auch nur, um mit mir selbst im Reinen zu bleiben.